

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft
Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt
Band: - (2000)
Heft: 1

Artikel: Chemiestadt Basel : aus den Anfängen der Basler Chemieindustrie
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-843147>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Chemiestadt Basel

Aus den Anfängen der Basler Chemieindustrie

Das Münster, viele Kirchen und ehemalige Klöster legen Zeugnis davon ab, dass Basel während Jahrhunderten fürstbischöfliche Residenzstadt war. Herrschaftliche Villen und Stadtpalais wie das Weisse und das Blaue Haus erzählen die Geschichte von Handels- und Seidenbandherren, die zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert reich wurden und das Regiment führten. Steht man heute auf der Pfalz und blickt über den Rhein und stromabwärts, so erkennt man unschwer, dass das Stadtbild ganz wesentlich von den Verwaltungsgebäuden und Fabrikationsstätten der chemischen Industrie geprägt ist.

Diese Sinfonie aus Stahl, Glas und Beton ist gewiss nicht so schön wie die Repräsentativbauten früherer Zeiten, aber sie steht für eine Industrie, die in Basel und der Regio weit mehr als 30 000 Menschen Arbeit gibt und ohne Zweifel der Stadt und ihrer Umgebung zu Wohlstand verholfen hat.

Es wäre reizvoll, den Artikel über die Chemiestadt Basel mit Theophrastus von Hohenheim, genannt

Paracelsus

zu beginnen, der, so Christian Tamm, als Vater der Chemotherapie bezeichnet werden kann. Der grosse Arzt und Prophet fasste die Alchemie als eine der vier Grundsäulen der Medizin auf, u.a. als Wissenschaft der Herstellung von Heilmitteln auf chemischem Weg. Er selber verwendete Quecksilber-, Antimon- und Arsenverbindungen. Sein Ruhm in Basel wurde begründet mit der Heilung des bekannten Buchdruckers Johannes Froben. Auch mit Erasmus stand Paracelsus in Verbindung. Zwischen 1527 und 1528 war er kurze Zeit Stadtarzt in Basel und hielt an der Universität Vorlesungen. Nun, die Geschichte ist bekannt: Der cholertische Paracelsus, dem oft «das Temperament durchging», zerstritt sich

Am Rande der Legalität

Tatsächlich begann der rasche Aufstieg Basels als Chemiestadt erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Als Produktionsstandort einer bedeutenden Seidenbandindustrie war man hierzulande an der Herstellung synthetischer Farbstoffe sehr interessiert, und da man in der Schweiz im Namen der Handels- und Gewerbefreiheit keinen Patentschutz kannte, imitierten hiesige Unternehmer, Apotheker, Drogisten und Färber hemmungslos Rezepte, die sie französischen Chemikern abgeschaut hatten. Am Anfang stand das berühmte Fuchsinpatent, das als französisches Schlüsselpatent Ausgangsmaterial für die Herstellung anderer Farbstoffe war und die weitere Forschung blockierte. So wichen zahlreiche französische Chemiker ins Ausland aus, viele von ihnen in die Grenzstadt Basel. Ihr Know-how war hoch willkommen, denn in der Schweiz gab es praktisch keine ausgebildeten Chemiker.

Basel selber hatte keine Chemietradition. Die Stadt lebte, wie gesagt, von der Seidenbandindustrie und vom Handel. Die 1460 gegründete Universität schuf erst 1820 einen Lehrstuhl für Physik und Chemie. Er wurde 1852 geteilt und die Chemie Friedrich Schönbein anvertraut. In seinem bescheidenen Laboratorium in der Waschküche des Falkensteinerhofes erlangte er mit der Entdeckung des Ozons um 1839 Weltruf. Noch bekannter machte ihn die Erfindung der Schiessbaumwolle, die das Interesse hoher französischer und englischer Militärs weckte. Der schwäbische Chemieprofessor erhielt das Ehrenbürgerrecht der Stadt. Seine Welt war die Forschung an der Universität. Am Aufbau der chemischen Industrie allerdings hatte er kaum Anteil.

Für die Unternehmen stand die ungehemmte Produktion von in Frankreich patentgeschützten Farbstoffen im Vordergrund. Man bewegte

diger Philippus Theophrastus von Hohenheim, beider Artzeneien Doctor.



us und artzenei man findet || Epitaphium eius quod Salisburgi in Nofoco || Ob er in Heiliger Schrift, studiert,

heillos mit den Ärzten und Apothekern der Stadt, auch mit den Kollegen an der Universität und den Behörden. Er konnte sich einer Verhaftung nur durch Flucht nach Colmar entziehen.

Paracelsus als Begründer der Basler Chemie zu bezeichnen, wäre sicher falsch, auch wenn der Tote allen gehört, wie Pirmin Meier in seiner Biografie über den grossen Heilkundigen sagt: den Lebenden will keiner.

sich in den Grauzonen der Legalität. Problematisch wurde dieses Verhalten, als man versuchte, die produzierten Stoffe wieder nach Frankreich zu «exportieren», konkret: zu schmuggeln. Es kam zu Skandalen. Unter anderem landete einer der beiden Gründer der späteren CIBA im Gefängnis.

Eine Erfolgsstory:

CIBA und die anderen drei Grossen

Der erste, der in Basel fabrikmässig chemischen Farbstoff herstellte, war der aus Lyon gebürtige Färber Alexander Clavel. Das war 1859. Er hatte aufgrund verwandtschaftlicher Beziehungen das Geheimnis des Fuchsin erwerben können. Die Sache hatte allerdings ihre Tücken. Die Nachbarschaft empörte sich über den «pestilenzialischen» Geruch des neuen Gewerbezweiges. Der Rat der Stadt Basel musste sich dieser «Kalamität im «minderen» Basel annehmen. Das löbliche Baukollegium und der Sanitätsausschuss veranlassten den Rat, die Fuchsinfabrikation kurzerhand zu verbieten». (Jubiläumsschrift CIBA, 1934). In der Folge verlegte Clavel seinen Betrieb flussabwärts auf ein neues Grundstück in Kleinhüningen, ausserhalb der damaligen Stadtgrenze. Um der Konkurrenz aus Deutschland standzuhalten, musste der Betrieb ausgebaut und rationalisiert werden. Clavel war finanziell überfordert. 1873 verkaufte er seine Fabrik, in der 30 Leute arbeiteten, an Robert Bindschedler, der in Schweizerhalle ebenfalls Fuchsin herstellte. Als Firma Bindschedler & Busch wuchs das neue Unternehmen weitere 11 Jahre, bis erneut eine finanzielle Grenze erreicht war. Die Umwandlung in eine Aktiengesellschaft war unumgänglich. Es entstand die «Gesellschaft für Chemische Industrie Basel», abgekürzt CIBA.

Fast gleichzeitig mit Clavel begann der Elsässer Johann Jakob Müller-Pack, in der Geigy'schen Drogenhandel- und Extraktfabrik, zwischen Claragraben und Riehenteich, Anilinfarben herzustellen. Müller geriet nach einem verlorenen Prozess wegen Brunnenverschmutzung durch Arsen in finanzielle Schwierigkeiten. So übernahm 1868 J.R. Geigy-Merian seine Firma, die er kurz darauf durch



Chemiker um 1890

eine Fabrik in den Rosentalen erweiterte.

1886 entstand eine weitere Farbenfabrik, Kern & Sandoz. Gründer war der Bülacher Chemiker Alfred Kern, der durch den Financier Edouard Sandoz aus Le Locle unterstützt wurde.

Nur drei Jahre später, 1889, wurde das Unternehmen Hoffmann, Traub & Co. gegründet, das aus dem Handelshaus Bohny, Holliger & Cie hervorging, das an der Grenzacherstrasse in einem kleinen Labor Extrakte, Tinkturen, Leinölfirnis und Bodenhewse hergestellt hatte. 1894 übernahm Fritz Hoffmann-La Roche den Betrieb.

Ein erster Aufschwung

Eine starke chemische Industrie liess sich natürlich nicht auf der Basis von Patentimitationen aufbauen. Die noch jungen Basler Unter-

nehmen begannen deshalb zwischen 1870 und 1890, wissenschaftlich ausgebildete Chemiker, vor allem aus Deutschland, zu rekrutieren. Die Ausbildung von Chemikern an Schweizer Universitäten setzte erst allmählich ein. Noch 1896 schreibt Professor Piccard in einem Bericht über die «chemische Anstalt» der Universität: «dass innerhalb der letzten 22 Jahre sich die Zahl der Praktikanten fast verdreifacht habe, der von den Behörden 1875 bewilligte Betrag, der schon damals als ein Minimum betrachtet worden sei, jedoch immer noch 3000 Franken betrage». (Alfred Bürgin, «Geschichte des Geigy-Unternehmens von 1758 – 1939»). Während der Aufbruchphase spielte die Basler Universität im Gegensatz zur ETH Zürich eine relativ unbedeutende Rolle. Das änderte sich nach der Jahrhundertwende. Bis 1914 gab es in Basel bereits rund 120 wissenschaftlich ausgebildete Chemiker, davon waren deutlich über

80% Farbchemiker. Mit den ersten eigenen Forschungserfolgen entstand auch hierzulande das Bedürfnis, die Erfindungen zu schützen. 1907 trat deshalb in der Schweiz ein Patentgesetz in Kraft.

Um 1914 hatte die Schweiz einen Weltfarbenproduktionsanteil von rund 10%. Mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges wurde das Deutsche Reich, das bis anhin 80% des Marktes für sich beanspruchte, von den Weltmärkten abgeschnitten, so dass die Schweiz nahezu ohne Konkurrenz dastand. Es wurden satte Gewinne erzielt. Die Basler Chemieunternehmen, bis anhin mittelgrosse Familienbetriebe, wurden zu Grossfirmen. Sie erweiterten ihre Produktion durch die Entwicklung neuer Farbstoffe, auch für Wolle. Nebenbei: Das Feldgrau der Schweizer Armee entstand in der J.R. Geigy. Der Rohstoffmangel zwang zur Erforschung neuer synthetischer Verfahren. Die primitiven Fabriken und Laboratorien aus der Gründerzeit wurden durch moderne, geräumige Hallen ersetzt und die Produktionsanlagen dem neuesten Stand der Technik angepasst. Das Stadtbild veränderte sich. Basel wur-

de zur Chemiestadt. Die Chemiker, die am Umsatz beteiligt waren, kamen in jenen Jahren, in denen sogar Massenspeisungen für die verarmte Bevölkerung organisiert werden mussten, zu erheblichen Vermögen.

Von den Zwischenkriegsjahren zum II. Weltkrieg

Unmittelbar nach dem Krieg eroberte sich die deutsche Industrie ihre Marktanteile im Farbstoffbereich zurück. Wollte die Basler Chemie mit ihren überdimensionierten Produktionsanlagen überleben, so musste sie diversifizieren, also neue Produkte entwickeln. Die Erfolgchancen waren umso grösser, als mit den wohlgefüllten «Kriegskassen» genügend Spielraum für die geplanten Umstellungen vorhanden war.

Die Ciba hatte bereits 1889 als erste mit der Arzneimittelherstellung begonnen. 1924 schuf Max Hartmann mit Coramin ein sehr erfolgreiches Medikament. Die Herstellung von Textilhilfsprodukten begann 1928, diejenige von Kunststoffen 1933. Nun, unter dem Zwang der Verhältnisse, kam es auch bei den anderen

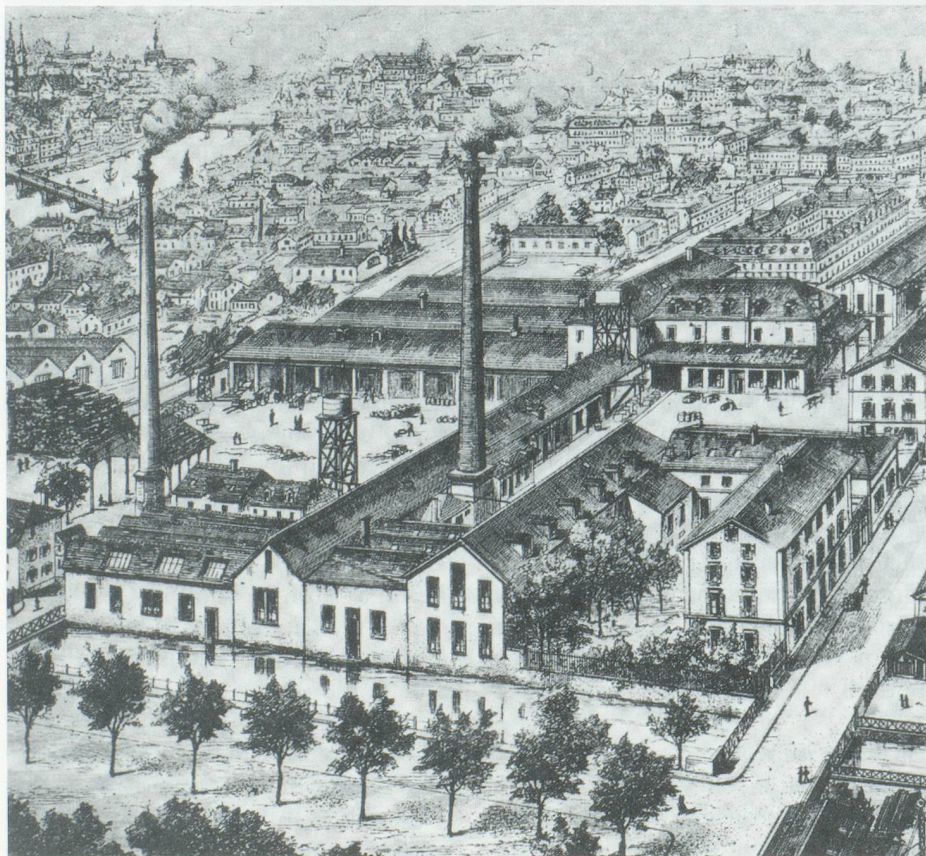
Grossen zu einer Neuorientierung Richtung Pharmaindustrie. Die Sandoz legte sich 1917 mit der Gründung einer pharmazeutischen Forschungsabteilung ein zweites Standbein zu. In der Hoffmann-La Roche wurde 1933 Saridon eingeführt. Die Geigy entwickelte im Nichtfarbstoffgebiet Textilveredelungsprodukte. Über Mottenschutzmittel begann man sich intensiver mit der Schädlingsbekämpfung auseinanderzusetzen. 1939 entdeckte Paul Müller die Wirkung von DDT und erhielt dafür 1948 den Nobelpreis für Medizin. Nachträglich gilt dieser Nobelpreis als peinlicher Ausrutscher. Nur wusste damals noch keiner, dass DDT verheerende Folgen für die Natur hat, die nicht mehr aus der Welt zu schaffen sind.

Die Diversifikationsbestrebungen leiteten eine Spezialisierung des Chemikerberufes ein. Gleichzeitig fanden neue Berufsgruppen Zugang zu den Arbeitsplätzen in der chemischen Industrie: Apotheker, Pharmazeuten, Juristen, Biologen und Mediziner. Jahrzehnte später sollten sie die Chemiker in der Firmenhierarchie sogar überholen.

Im I. Weltkrieg hatte die Basler Chemie von einem Quasimonopol profitiert. Dieses Wunder wiederholte sich 1939–1945 nicht mehr. In ihrer isolierten Lage war die Schweiz völlig vom Weltmarkt abgeschnitten. Es galt Ersatzstoffe zu entwickeln und Abfälle systematisch zu verwerten. Gefragt waren jetzt Chemiker mit der Fähigkeit zur Improvisation. Es ergaben sich aber auch aussergewöhnliche Exportchancen. Das vom nachmaligen Nobelpreisträger Tadeus Reichstein vor dem Krieg synthetisierte Vitamin C, das die Hoffmann-La Roche produzierte, wurde von der Deutschen Kriegsmarine für die Besatzung ihrer U-Boote in grossen Mengen bestellt und bescherte der Firma Millionenumsätze und dem Entdecker eine schöne Gewinnbeteiligung, so dass er im Volksmund als Tadeus Steinreich bezeichnet wurde.

Die goldene Nachkriegszeit

Als eines der wenigen Länder in Europa verfügte die Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg über einen intakten Produktionsapparat. So war



Basler Chemie um 1900

auch die Basler Chemie bei der Öffnung der Märkte sofort lieferbereit, was sich in zweistelligen Zuwachsraten und hohen Margen niederschlug. Flüssige Mittel waren im Übermass vorhanden und das Geld wurde nicht nur in die inzwischen dritte Generation der Fabrikationsgebäude investiert, sondern auch in jene Verwaltungs- und Repräsentationsbauten, die das heutige Stadtbild wesentlich beeinflussen.

Die grossen chemischen Firmen mutierten zu Weltkonzernen. Es gab neue, gut bezahlte Arbeitsplätze, auch für kaufmännische Angestellte, für Chemiearbeiterinnen und -arbeiter. Es entstanden Anlehen, für die Bezeichnungen wie Chemikant und Chemist gefunden wurden. Forschungs- und Betriebslaboratorien brauchten für die studierten Chemiker Gehilfen: Laborantinnen und Laboranten. Auch diese Berufsgattung begann sich zu spezialisieren. Man wähnte sich in einem Reich, in dem die Sonne nicht unterging. Man war stolz darauf, bei «den Chemischen» arbeiten zu dürfen. Es waren jene Jahre, welche die Wahrnehmung der Kriegs- und Nachkriegsgeneration prägten.

Ohne dass ein direkter Zusammenhang besteht, signalisierte 1970 die Fusion von Geigy und Ciba zur Ciba-Geigy AG das Ende dieser Wachstumsphase. Drei Jahre später brachte die Erdölkrise der chemischen Industrie deutliche Ertragsrückgänge ein. Es war die Zeit der Gemeinkostenanalysen, und der Begriff «McKinsey-Expertise» löst noch heute, ein Vierteljahrhundert später, bei vielen Baslerinnen und Baslern unangenehme Gefühle aus. Verunsicherte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erlebten Wellen von Reorganisationen, in deren Verlauf Abteilungen aufgelöst oder zusammengelegt wurden, Chemiker ihre Managementfunktionen verloren und ersetzt wurden durch Juristen (Patentwesen, Absicherung von Lizenzsystemen usw.), Ökonomen (Professionalisierung der Firmenorganisation und -führung) sowie Mediziner (Forschung). Bis dahin war die wirtschaftliche Abhängigkeit Basels von der chemischen Industrie kaum ein The-

Stichwort Fusion: Aus zwei mach eins?

Ciba Geigy + Sandoz = Novartis. Sollte man meinen. Stimmt aber nicht. Plötzlich sind da vier Firmen: Ciba SC, Clariant, Syngenta und Novartis. Doch die Vielfalt trägt, wie der Wirtschaftsjournalist Beat Kappeler in der Weltwoche vom 9. Dezember 1999 schreibt. Die ausgegliederten Firmen, die sich auf einen spezifischen Kernbereich konzentrieren, sind hier stärker, als es die alten Grosskonzerne waren. «Denn es wurden nicht nur Abteilungen ausgegliedert, sondern, sie wurden mit identischen Konkurrenzabteilungen aus anderen Mischkonzernen zusammengelegt.» Wenn sie sich in der Folge

mit einem der wenigen Weltkonkurrenten auf ihrem speziellen Markt zusammentun, wächst ihr Anteil am Kuchen sehr rasch. Beat Kappeler weiter: «Das dominierende Thema der letzten fünfzehn Jahre, der Shareholder-Value, spielt ebenfalls eine Rolle. Meist gewinnen sowohl die Papiere der abstossenden Muttergesellschaft wie jene der neuen Sprösslinge an Wert. Da die Grossen meist eine gewichtige Minderheitsposition in den neu geschaffenen Spezialkonzernen halten, profitieren sie gleich selbst wieder – und die Kurse steigen zusätzlich.»

ma gewesen. Das positive Bild wurde nun, bedingt durch die sozialen und ökonomischen Erkenntnisse jener Jahre, vermehrt hinterfragt. Umweltschutz und Sicherheit, dies in hohem Masse 1986, nach dem Brand in Schweizerhalle, rückten in den Vordergrund.

Inzwischen profitierten die neustrukturierten Firmen von den professionelleren Managementmethoden, und unter dem Diktat der Globalisierung der 90er-Jahre ging die Entwicklung der Branche unvermindert weiter. Die Farbstoffproduktion, dieser klassische Unternehmensbereich, wurde ausgegliedert, während für die zukunftssträchtigen Bereiche – Pharma, Agro, Ernährung – mit der Fusion von Sandoz und Ciba-Geigy zu Novartis der Konzentrationsprozess weiterging. Durch die Möglichkeiten mit der Bio- und Gentechnologie sind der chemischen Industrie in den vergangenen Jahren neue, gesellschaftlich heftig diskutierte Perspektiven eröffnet worden. Dass Novartis bereits Ende 1999 ihr Agro-Geschäft mit der AstraZeneca zusammenlegte und eine neue Firma, Syngenta, auch sie mit Sitz in Basel, entstand, mag ein Hinweis darauf sein, dass in der heutigen Wirtschaftswelt tatsächlich kein Stein auf dem anderen bleibt.

Dass durch den Prozess der Globalisierung Aktivitäten ins Ausland verlagert und Arbeitsplätze abgebaut wurden und werden, ist eine der ganz grossen Herausforderungen, denen sich Basel und die Regio Basiliensis stellen muss. Es ist ja nicht so, dass die Chemie, gewissermassen im Einbahnverfahren, die Stadt geprägt hat. Es waren immer Menschen aus der Region, welche die chemische Industrie aufbauten und entwickelten. Es war immer ein gegenseitiges Geben und Nehmen. So wie sich beide Teile, Industrie und Gesellschaft, in oft harten und emotionalen Auseinandersetzungen in Sachen Umwelt und Sicherheit finden mussten und müssen, haben die arbeitenden Menschen den Firmen Prosperität ermöglicht und umgekehrt die Chemieunternehmen den hier ansässigen Menschen einen Wohlstand, der alles in allem einen hohen Lebensstandard gewährleistet.

Verwendete Literatur

- Busset T., Rosenbusch A., Simon C., *Chemie in der Schweiz*, Christoph Merian Verlag, Basel, 1997
- Kappeler Beat, *Es lockt das Monopol*, Weltwoche Nr. 49, 1999
- Meier Pirmin, *Paracelsus, Arzt und Prophet*, Amman Verlag AG, Zürich, 1993
- Stucki Lorenz, *Das heimliche Imperium*, Scherz Verlag, Bern und München, 1968